

Das Hurenkind

von Ella Theiss ©

Billerbeck 1841

Siebenundzwanzig! Sage und schreibe siebenundzwanzig seiner Schäfchen waren zum Gottesdienst erschienen. Pfarrer Anton Hesselmann schloss kopfschüttelnd die rückseitige Pforte der Johanniskirche ab. Wie sie voller Misstrauen unter ihren Hüten und Kopftüchern hervorgelugt hatten! Wie sie sorgsam Abstand zueinander gehalten hatten! In Billerbeck ging seit Monaten das schwarze Nervenfieber um und die Angst davor grassierte noch ärger als die Krankheit selbst.

Dabei predigte er immerzu von Mut und Zuversicht. Vor allem von der Nächstenliebe predigte er, was ein Wink mit dem sprichwörtlichen Zaunpfahl sein sollte. Denn mancher mochte nicht einmal mehr seine Verwandten geschweige denn seine Nachbarn pflegen. Vorige Woche hatte jemand einen halbtoten Mann kurzerhand in einen Sack gesteckt und vor der Kirchentür abgelegt.

Anton Hesselmann fröstelte es. Er eilte über den Hof zum Pfarrhaus, warf den Talar über den Haken, zog seinen Alltagsrock über und holte Kohlen aus dem Schuppen.

Es war ein kühler und feuchter Juni in diesem Jahr, 1841. Schafskälte sagten die westfälischen Bauern und blieben gelassen, denn das Korn auf den Feldern gedieh leidlich. In Billerbeck aber glaubten die Menschen, das Wetter käme vom Teufel. So wie das Nervenfieber, das wohl auch wegen der Kühle weiter um sich griff, statt sich wie sonst jede winterliche Seuche im Frühlingswind aufzulösen. Sogar die Ärzte am Ort hatten sich hinterm Ofen verschanzt, gaben vor, sich selbst nicht recht wohl zu fühlen. Pfarrer Hesselmann war der Einzige, der die Kranken besuchte, ihnen Arznei reichte, den Schweiß von der Stirn wusch, mit ihnen betete. An manchen Tagen ging die Arbeit über seine Kräfte.

Doch von heute an würde er Unterstützung bekommen. Die kleine Luise, eine kaum sechzehnjährige Waise aus Coesfeld, hatte eingewilligt ihm zu helfen. Billerbeck war ihre Heimatstadt. Gott schien ein Einsehen zu haben.

Pfarrer Hesselmann warf den Ofen in der Stube an, holte Brot, Schmalz und Most aus der Speisekammer, richtete Stühle und Kissen gerade. Luise sollte sich willkommen fühlen.

*

„Steig ab! Musst den Rest zu Fuß gehen.“ Der Kutscher hielt sein Gefährt noch vor dem Ölmühlentor an.

Luise ahnte warum. Sie kniff die Lippen zusammen und stieg vom Wagen, watete über das von Schlamm verschmutzte Pflaster zum Grasstreifen am Wegrand.

„Was musst auch in eine Stadt, wo Aussatz ist! Willst dein junges Leben wegwerfen?“, rief der Kutscher ihr nach.

„Das Nervenfieber ist kein Aussatz.“ Luise versuchte ebenso milde zu lächeln wie Pfarrer Hesselmann und ebenso klug zu antworten. „Es ist so ansteckend nicht, wenn man weiß, wie damit umzugehen ist. Und nur diejenigen sterben daran, die falsch gepflegt werden.“

„Was du nicht sagst!“

Und nur so es Gottes Wille ist, wollte Luise ergänzen. Doch der Kutscher hörte nicht mehr hin, ließ den Gaul wenden und fuhr davon.

Der Himmel begann, sich mit dunklen Wolken zu beziehen, die Mittagssonne fiel in grellen Flecken auf Luises Weg. Sie trat durchs Stadttor und folgte der Mühlenstraße in Richtung Kirchplatz. Nichts schien sich verändert zu haben: das Fachwerkhaus rechts, aus dessen bröselndem Mörtel der Mauerpfeffer wuchs, das Backsteinhaus links, unter dessen First Schwalbennester klebten. Nur, dass heute kein Mensch auf der Straße war.

Oder doch? Trat da nicht wie früher das hagere Weib aus dem Hoftor, kippte einen Eimer Schmutzwasser in die Gosse und keifte: „Was glotzt du so, du Bankert?“ Rotteten sich nicht wieder die Buben zusammen, liefen hinter Luise her und johlten: „Balg, Balg, Wechselbalg?“ Ein altbekanntes Unbehagen

schnürte ihr die Brust ein, kroch ihr die Kehle herauf. Sie zog ihr Schultertuch fester und rannte davon, rannte, bis sie das Pfarrhaus erreichte.

*

„Ich danke dir herzlich, dass du gekommen bist. Sicher hast du Hunger.“ Pfarrer Anton Hesselmann schüttelte dem Mädchen die Hand. Ängstlich und verwirrt erschien es ihm heute, doch es aß und trank gierig, was er vorbereitet hatte. Er griff nach einem in braune Pappe eingebundenen Büchlein, das er kürzlich erworben hatte, und las ausführlich daraus vor. „Ein Professor namens Johann Jörg aus Leipzig hat es geschrieben“, erklärte er. „Er hat viel über das schwarze Nervenfieber in Erfahrung gebracht.“

Dann ließ er Luise aufsagen, was bei Fieber zu tun ist: Dem Kranken Wasser reichen, weil viele nicht am Fieber selbst schwächeln, sondern durch die Austrocknung ... Beruhigend auf den Kranken einsprechen, damit er Mut gewinnt ... Den Schweiß mit Essigwasser abwaschen ... Tücher mit Essig tränken und um die Füße wickeln ... Er freute sich, sie hatte sich alles gemerkt.

„Du bist nicht nur fromm, sondern auch gelehrig, Luise. Mach es dir zur Lebensaufgabe, dich um kranke Menschen zu kümmern! So kannst du ein Werkzeug Gottes werden. Nicht viel anders als ein Geistlicher.“

Sie nickte, ihre Augen funkelten.

„Wenn du magst, kannst du schon heute beginnen. Die Witwe des Amtmanns Heck in der Lange Straße braucht dringend Hilfe, sie hat keine Angehörigen. Sie war Lehrerin an der Mädchenschule, sicher hast du sie gekannt.“

„Die Lehrerin?“ Das Mädchen senkte den Blick, zögerte, nahm das Köfferchen mit den Arzneien entgegen und ging.

Er sah Luise lächelnd nach. Sie war recht ernst für ihr Alter und wenig lieblich mit dem schmalen Mund und den flächigen Wangen. Doch sie war voller Eifer. Er hatte dafür gesorgt, dass sie nach dem Tod der Großeltern ins Waisenhaus nach Coesfeld kam, wo niemand von ihrer Mutter wusste. Bald würde er einen Platz im Benediktinerinnenkloster für sie finden.

*

Die Witwe Heck! Luise war wie benommen von der Wucht, mit der die Erinnerung sie anfiel. Fünfjährig und schüchtern sah sie sich in der Türfüllung zum Schulraum warten, sah die gelben Augen und den feisten Zeigefinger auf sich gerichtet, hörte die blecherne Stimme durch den Saal hallen: „Wir haben von nun an ein Hurenkind unter uns. Betet für seine Mutter, die sich selbst gerichtet und im Weiher ertränkt hat!“ Dann hatte der Zeigefinger auf die letzte Bank gewiesen, wo Luise sitzen musste. Allein. Zwei Schuljahre lang.

Die Tür zum Haus mit der Nummer 20 war unverschlossen, quietschte beim Eintreten. Der Geruch von Schweiß, Urin und Kot wies Luise den Weg durch den Flur, an dessen Rändern sich Staub und Ruß angesammelt hatten. In der Schlafstube, auf einer Bettstatt ausgestreckt und in Decken gehüllt, lag eine Gestalt, deren Kopf ein dickes Paradekissen stützte.

„Wer da?“, keuchte die Gestalt.

Luisens Herz klopfte wie toll. Wortlos trat sie ein, betrachtete die alten Möbel, die fadenscheinige Bettwäsche, erkannte das verhasste Gesicht, das mit den Jahren vollends zur Fratze geraten war. Die gelben Augen blickten trübe aus dunklen Höhlen, der verhärmte Mund war von Falten umrahmt, ergrautes Haar klebte an Stirn und Schläfen.

Luise wandte sich ab, öffnete die Fenster, leerte den Notdurfteimer, lief hin und her wie ein Weberschiffchen, suchte zusammen, was nötig war: Wasser vom Brunnen, Essig aus der Küche, ein paar Tücher aus der Truhe. Sie ordnete alles auf dem Waschtisch.

Die Fratze sah ihr zu. „W-wer bist du?“

„Ich bin ... ich bin die Luise.“

„Wer?“

Luise brachte kein weiteres Wort heraus. Nur die Hände taten, was sie sollten, öffneten das Köfferchen, griffen das Fläschchen mit der Kräutertinktur, den Dosierlöffel ...

„Ja, jetzt sehe ich es ... du b-bist ...“, röchelte die Fratze und fuhr aus dem Bett hoch.

Luise erschrak, das Fläschchen kippte und lief aus.

... bist die Luise ... das Hurenkind ... die Teufelsbrut ... das Balg, das besser nie geboren wär' ... Die Lehrerin war erstarrt, blieb stumm. Doch die verhasste Stimme hallte in Luisens Kopf: Hurenkind ... Teufelsbrut ... Sie hielt sich die Ohren zu, die Stimme gellte weiter. Eine unbändige Wut kroch Luise aus dem Herzen, kroch in die Arme, die Hände. Sie ergriff das Paradekissen, drückte es gegen die erschrockene Fratze, drückte die Fratze zurück aufs Bett, drückte mit beiden Händen ... fester ... fester ... bis das Zappeln aufhörte.

Zögernd hob sie das Kissen an. Die Lehrerin Heck lag reglos da, den faltigen Mund weit offen.

Das Gellen in Luisens Kopf war verstummt. Sie zitterte, fasste sich, schob das Kissen zurück unter den Kopf der Lehrerin. Und ging.

Wind war aufgekommen, wehte kleine Zweige durch die Lange Straße. Luise sah auf zum grauen sternenlosen Abendhimmel. Sie hatte der Lehrerin eine Arznei geben wollen. Hatte helfen, nicht töten wollen. Und hatte doch getötet. Warum? Weil sie nun ein Werkzeug Gottes war? Weil Gott es so wollte? Werkzeug – was für ein Wort! Luise hörte Hämmer bollern, Hobel und Sägen ratschen, sah Feuerzangen glühen.

*

Pfarrer Hesselmann hatte sich schon schlafen gelegt. Auf dem Tisch fand Luise Brot, Käse, Milch und einen Zettel. Darauf stand, dass er den Nachmittag im Armenhaus verbracht hatte und erschöpft sei. Das Büchlein mit dem braunen Einband lag auf der Anrichte. Sie nahm es auf und las: „Das Nervenfieber im Jahre 1813 und eine zweckmäßige Behandlung desselben“. Nicht nur, wie Kranke gepflegt werden sollten, stand darin, sondern auch, was unbedingt zu unterlassen ist: Senfpflaster, geistige Getränke, kalte Güsse und vieles mehr. Luise las die halbe Nacht.

An den folgenden Tagen zog Luise von Haus zu Haus. Doch nicht nach dem Plan, den Pfarrer Hesselmann für sie aufgezeichnet hatte. Vielmehr ging sie

die Wege, die die eigenen Füße ihr wiesen, klopfte an, wo es ihr in den Sinn kam. Luise, das Hurenkind? – Nein, niemand erkannte sie oder wollte sie erkennen. Wo immer sie eintrat, zeigte man sich erleichtert und froh, führte sie zu den Kranken, die aus Angst vor Ansteckung in Ställen, in Kellern, auf Dachböden untergebracht waren.

„Dich schickt der Herrgott“, begrüßte man sie.

„So ist es“, antwortete Luise.

Sie fand viele ihrer früheren Peiniger auf dem Krankenlager: Die Schneidersfrau, die stets die Straßenseite gewechselt hatte, wenn sie auf Luise traf. Den Bäcker, der sie warten ließ, bis alles Brot ausverkauft war. Den jungen Schmied, der sie einmal eingefangen und an einen Baum gebunden hatte, um sich mit anderen Kerlen im Zielspucken zu üben. Eines der Weiber, die lachend zugesehen hatten ... Luise ließ sich Senfpulver, Branntwein und kaltes Wasser bringen. Und das Nervenfieber grassierte weiter in Billerbeck, forderte täglich weitere Tote.

*

Die Stube war kalt, der Ofen ausgegangen. Pfarrer Hesselmann lag schlafend auf dem Kanapee. Luise sank müde auf einen der Posterstühle, fühlte eine ungewohnte Übelkeit aufsteigen. Am Boden lag das Büchlein vom Leipziger Professor, zerfleddert und zerrissen. Daneben ein zerbrochenes Tinkurfläschen. Pfarrer Hesselmann musste der Jähzorn gepackt haben. Die Öllampe brannte noch, ihr Licht schillerte auf seiner schweißnassen Stirn.

Luise stand auf, trat näher, entblößte vorsichtig seine Brust, entdeckte die winzigen dunklen Flecken und wollte es nicht glauben. „Pfarrer Hesselmann, wacht auf!“ Sie fasste ihn bei den Schultern und schüttelte ihn.

Er blinzelte, verzog gequält den Mund.

Sie streichelte seine Wangen, bis er die Augen öffnete.

„Luise, du gutes Kind. Da bist du ja“, sagte er matt und fiel zurück in den Schlaf.

Gutes Kind? – Noch nie im Leben hatte jemand Luise ein gutes Kind genannt. Auch die Großeltern nicht, denen sie stets nur eine „Last“ gewesen war, ein „Klotz am Bein“, ein „Schicksalsschlag“. Wenn es hoch kam, nannten die Nonnen in Coesfeld sie brav oder fleißig. - Gutes Kind? Ja, das hatte er gesagt. Luise wurde heiß. Feuerheiß. Vor Glück? Dann schwindelig, ganz schwindelig. Vor Verwirrung?

Sie warf sich auf die Knie, faltete die Hände und weinte. „Lieber, lieber Gott, lass ihn am Leben ...“

Sie sammelte sich wieder, fasste Zuversicht. Sie würde ihn retten, den einzigen Menschen, der immer freundlich zu ihr war. Sie wusste, was sie zu tun hatte: Fenster öffnen, Essig holen, Tücher holen, die Tinktur reichen. Gleich würde sie aufstehen und alles, alles richtig machen. Sie würde nur ein klein wenig ruhen, damit diese Übelkeit nachließ und sie erholt ans Werk gehen konnte, als gutes Werkzeug Gottes.

Ja, nur ein klein wenig ruhen ...

Zum historischen Hintergrund:

Anton Hesselmann, katholischer Pfarrer in Billerbeck, ist eine reale Figur. Er starb am 24. Juni 1841 am sogenannten schwarzen Nervenfieber (modern: Typhus), nachdem er lt. Überlieferung als nahezu einziger am Ort die Kranken pflegen mochte (vgl. Heinrich Brockmann: "Geschichtliche Mittheilungen ueber die Stadt Billerbeck", 1883).

Die Seuche war 1840 in der Stadt ausgebrochen und flammte bis 1842 immer wieder auf. Das Frühjahr und der Frühsommer 1841 brachten besonders viele Sterbefälle (siehe: Stadtarchiv Billerbeck (StAB), Best. C, Nr. 155).

Das Büchlein mit dem Titel „Das Nervenfieber im Jahre 1813 und eine zweckmäßige Behandlung desselben für Privat- und Militärärzte“ von Professor Johann Jörg aus Leipzig ist ebenfalls real. Auch verfügte Coesfeld tatsächlich über ein Waisenhaus.

Weitere Figuren, Ereignisse und Zusammenhänge sind frei erfunden.

„Das Hurenkind“ erhielt den QuoVadis-Kurzgeschichtenpreis 2013